



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

So nach und nach hatte sich ganz Sentkenbergs ein angenehmes Interesse für Stäbels Lenkbaren bemächtigt; in den Kneipen sprachen sie von ihm, in den Kaffeegesellschaften schüttelten sie die Köpfe und bedauerten die arme Person, die Schneiderin, die soviel Last mit ihrem verdrehten Mannsvoll habe. Ackermanns Wiese lag zwar weit draußen, aber für einen Feierabendspaziergang immerhin noch erreichbar. Wer seiner Gesundheit Bewegung gönnte, lief heuer auf die Buschwiese hinaus.

Es wird natürlich wieder nichts, sprach Hinz zu Kunz, denn die Naturgesetze kann man nicht weglöschen wie falsche Exempel von der Schiefertafel, aber die Zunft der Narren ist groß, seitdem sich der erste die Schellenkappe über die Ohren gezogen hat.

Und Kunz rechnete Hinz vor, was seit hundert Jahren für reale Werte, Stücke unerseßlichen Volksvermögens verprobiert und in die Luft gejagt worden seien. Seine Wahrscheinlichkeitsrechnung brachte eine abenteuerliche Summe zusammen, und je größer die wurde, desto lustiger wuchs auch die Narrenkappe, die auf dem Haupte der Stäbels und Nothnagels saß.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Das russische Budget für 1899 und die russische Dorfverfassung. Herr Witte hat schon oft und viele Leute in Erstaunen gesetzt; er übertrifft sich aber selbst in dem am 1. Januar a. St. publizierten Budget für 1899 und dem daran geknüpften Rechenschaftsbericht.

Das Budget schwebt mit rund 1572 Millionen Rubeln in Einnahme und Ausgabe, um 97 Millionen mehr als im Vorjahre. Um diese Höhe der Einnahme zu erreichen, bedarf der Minister keiner neuen Anleihen; vielmehr hat er im vorigen Jahre über die budgetmäßigen Anschläge hinaus noch der Reichsbank 75 Millionen übergeben können, hat für das Gebiet des Notstands 35 Millionen ausgezahlt, hat 90 Millionen für Schiffsbauten gefunden, hat 88 Millionen verwandt für Schuldentilgung, Darlehen an Eisenbahnen u. a. m., und hat doch am 1. Januar 1899 einen Einnahmerest von 115 Millionen in der Hand behalten, mit dem die außerordentlichen Ausgaben des laufenden Jahres voll gedeckt werden sollen. Woher sind diese Summen nun geflossen? Am 1. Januar 1898 befand sich in der Reichsrentei ein verfügbarer Barbestand von 214,7 Millionen; in den ersten elf Monaten 1898 überstiegen die ordentlichen Einnahmen die Anschläge des Budgets um 212,5 Millionen; dazu kamen 83 Millionen unvorhergesehene Eingänge, 10 Millionen an veranschlagten, aber nicht aufgebrauchten Ausgabenposten früherer Jahre. Das macht zusammen 522,5 Millionen Rubel, die über das Budget hinaus in die Hand des Ministers geflossen sind und mit Ausnahme von 98 Millionen, die in außerordentlichen Einnahmen für 1899 gebucht sind, unter dem Namen freier Barbestände außerhalb des Budgets auch verwandt wurden oder werden zu außerordentlichen Ausgaben. Budgetmäßig sind an außerordentlichen Ausgaben eingestellt 109 Millionen. Für 1898 ist also aus jenen Barbeständen zu außerordentlichen

Ausgaben außerhalb des Budgets verfügt worden über 424,5 Millionen, und da innerhalb des Budgets 1898 noch 124 Millionen verausgabt wurden, so stellt sich heraus, daß die gesamten außerordentlichen Ausgaben für 1898 — 548 Millionen betragen haben, d. h. etwa zwei Fünftel der ordentlichen Ausgaben. Ich glaube nicht, daß ein andres Budget in der Welt so Außerordentliches in seinen Ausgaben leistet.

Die für 1899 veranschlagten außerordentlichen Ausgaben kommen fast gänzlich dem Bau von Eisenbahnen und der Anschaffung von Bahnmateriale zu gute. Von Beschaffung neuer Geschütze ist nicht die Rede, und wenn Herr Witte auch 90 Millionen, wie er sagt, bereit hat zu Schiffsbauten, so sind für diese Pläne im Budget doch vorläufig nur 34 Millionen, d. h. kaum 15 Millionen mehr als 1898, ausgeworfen. Der Goldvorrat betrug zu Ende 1898: 1591 Millionen, gegen 1897 um 121 Millionen mehr; die Notenmenge 725 Millionen, gegen 1897 um 274 Millionen weniger. Die Einnahmen aus Zöllen, Eisenbahnen, Accise steigen, kurz, es ist das Idealbild eines blühenden Finanzwesens, das wir da vor uns sehen. Zu ideal, fürchte ich, für ein Land, dessen Volkswirtschaft so sehr unter dem Mangel sowohl an Kapital als an intensiver Arbeitskraft leidet; zu ideal für ein Volk, das dem Sparen so abgeneigt ist, und das zu 90 Prozent einer Klasse angehört, deren elende Lage Herr Witte offen anerkennt.

Als ich vor kurzem in dieser Zeitschrift (1899, Heft 1) mein Vertrauen in die Kraft des Herrn Witte, die volkswirtschaftlichen Zustände Rußlands aus ihrer elenden Lage zu reißen, äußerte, ahnte ich nicht, daß er sich schon an das Werk gemacht habe. Man mag von den Zahlen dieses Budgets nun denken, was man will, man mag auch die Darlegungen des Berichts für noch so idealisiert halten: das Bedeutendste und hoffentlich Realste in dieser ministeriellen Rundgebung liegt in der darin enthaltenen Verheißung einer gründlichen Reform der bäuerlichen Agrarverfassung.

Nachdem der Minister auf die wiederkehrenden Mißernten und die Unfähigkeit des russischen Bauern, sie aus eigener Kraft zu überwinden, hingewiesen hat, erörtert er die Thatsache, daß der russische Bauer es bisher noch nicht so weit gebracht hat, eine gesicherte wirtschaftliche Lage zu erringen, die ihn in den Stand setzen könnte, den natürlichen Wechsel von guten und schlechten Ernten auszugleichen, wie es in Westeuropa längst geschehen sei. Wo steckt die Wurzel des Übels? fragt der Minister. Die tiefen Kornpreise sind es nicht, denn die Bauernwirtschaft ist fast reine Naturalwirtschaft und als solche unabhängig von den Kornpreisen. Die Besteuerung ist es nicht, denn der Gesamtbetrag der direkten Staats-, Landschafts- und Gemeindeabgaben beträgt 2 Rubel 20 Kopeken auf den Kopf, die Regierung hat seit Jahren diese Steuern vermindert oder abgeschafft, nie aber angespannt. Die Rückstände, besonders aus den Zahlungen für die Landablösung von 1861, sind es nicht, denn hierin werden die weitestgehenden Erleichterungen gewährt. Die indirekten Steuern sind es nicht, denn sie treffen nicht die zum Leben des Bauern notwendigen Gegenstände. Die mangelnde Bildung ist es nicht, denn in andern Ländern hat der Bauer in einer Zeit, wo er ebenso wenig gebildet war, wie heute der russische, doch verstanden, sich wirtschaftlich zu sichern. Es muß eine andre, „in der Organisation des Wirtschaftslebens, in der Tiefe der Volkswirtschaft selbst wurzelnde Ursache wirksam sein.“ Diese Ursache meint Herr Witte zu erkennen in der „Unbestimmtheit der vermögensrechtlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse des Bauernstands.“ Indem er weiter diese Mängel rechtlicher und sozialer Natur erörtert, vermeidet er doch mit Absicht, das Kind beim Namen zu

nennen, spricht von unzeitgemäßem Gewohnheitsrecht, von der Unsicherheit der Rechtsverhältnisse, von den Lücken und Mängeln der Gesetzgebung von 1861 her, die nur durch „Lösung der allgemeinen Prinzipienfragen des Agrarwesens“ beseitigt werden könne. Wenn der Minister sich nicht entschließt, diese Prinzipienfragen zu nennen, so wird die Presse nicht zögern, es zu thun, indem sie diesen Bericht des Herrn Witte für den ersten offenen und offiziellen Angriff auf die russische Dorfverfassung erklärt. Nur hierum kann es sich handeln: diese Verfassung, die vor Jahrhunderten überall in Europa bestanden hat, die aber Herr von Haythausen vor fünfzig Jahren in übertriebener Höflichkeit auf seinen Reisen in Rußland für etwas ureigentümlich Slawisches und für ein soziales Ideal erklärte, was zur Folge hatte, daß die Russen auf diesen groben Leim gingen und seitdem glauben, im Besitz dieses slawischen Heiligtums dem faulen Westen sehr überlegen zu sein. Diese Verfassung mit ihren Gewannen in Form von Schnurländereien, mit dem Recht jedes Bauern auf einen Anteil an ihnen, mit den Umteilungen der Äcker, mit der Unsicherheit des Besitzes und daraus hauptsächlich folgend mit der elenden, aus Kuriks Zeiten her gleich gebliebenen Art der Bodenkultur. Und die andre faule Stelle an dieser Dorfverfassung deutet Herr Witte ebenfalls an, indem er sagt: „Die Gesetzesbestimmungen über die Steuer- und Abgabenerhebung dürfen nicht den Bestimmungen über die bäuerlichen Lebenseinrichtungen zu Grunde gelegt werden.“ Das eben war die bisherige Lage: die Dorfgemeinde ist ein Steuerkörper mit gegenseitiger Haftpflicht der Gemeindeglieder. Das ist ein höchst bequemes Institut für die Steuerbehörde und ein höchst verderbliches für den Bauer. Diese Steuerordnung und jene Agrarordnung — sie sind von 1861 bis jetzt das Thema endloser Kämpfe gewesen, die zwischen slawischen Eiferern und ihren Gegnern geführt wurden; sie sind so offenbar verderbliche Institutionen, daß mit ihnen belastet das begabteste Kulturvolk zu Grunde gehen müßte; sie sind die hauptsächlichste Ursache der bäuerlichen Armut, und wer sie beseitigt, wer diese eiserne Fessel der agraren Entwicklung bricht, der wird mehr geleistet haben, als die Gesetzgeber der Bauernemanzipation von 1861. Hoffen wir, daß Herr Witte dieser Reformator wird. Seine Kritik der agraren Lage atmet ein Verständnis, eine Freiheit von Vorurteil und einen Mut, die das Beste erwarten lassen.

E. v. d. Brüggem

Sozialpolitische Schriften. Ein sehr gutes Buch ist: Die soziale Lage der arbeitenden Klassen in Berlin von Dr. E. Hirschberg, Direktorial-Assistenten am statistischen Amt der Stadt Berlin, Leiter des statistischen Amtes der Stadt Charlottenburg. Nebst mehreren graphischen Darstellungen. Berlin, Otto Liebmann, 1897. Der Verfasser behandelt mit stetem Rückblick auf die früheren Verhältnisse bis zum Anfang unsers Jahrhunderts: die Zahl der Arbeiter nach Beruf, Alter, Konfession, die Wohnungsverhältnisse, Erkrankungen und Sterblichkeit, die Arbeiterversicherung, das Schulwesen, die soziale Fürsorge der Behörden, die Organisationen der Selbsthilfe, die Arbeiterbewegung, die Arbeitslosigkeit, den Arbeitsnachweis, Arbeitslohn und Arbeitszeit. Er kommt zu dem richtigen Ergebnis, daß man die heutigen Berliner Arbeiterverhältnisse weder gut noch schlecht nennen könne, weil gut und schlecht relative Begriffe sind und es einen absoluten Maßstab für die Beurteilung nicht giebt. In vielen Beziehungen ist gegen früher eine entschiedne Besserung anzuerkennen, dafür sind dann wieder andre neue Übelstände hervorgetreten. Im einzelnen wollen wir nur zwei Punkte hervorheben. Hirschberg bemerkt, daß die jungen Arbeiter, die nur eine Schlafstelle haben, zum Wirtz-

hausbesuch geradezu gezwungen seien, weil sie außerhalb der Schlafenszeit bei ihren Quartiergebern höchstens geduldet sind, und weil, wenn man sie duldet, der dortige Aufenthalt nichts weniger als angenehm zu sein pflegt; der zweite Umstand treibt bekanntlich auch die Inhaber dieser Wohnungen ins Wirtshaus. Es ist schon unzähligmals gesagt worden, muß aber bei jeder Gelegenheit aufs neue wiederholt werden, daß, solange nicht allgemein für behagliche Wohnungen und alkoholfreie Erholungsstätten gesorgt wird, der Kampf gegen den Trunk vergebens ist. Sogar die Arbeitsnachweise von Innungen befinden sich im Wirtshause. Wenn es ein Maurer damit entschuldigt, daß er im Jahre 440 Mark im Wirtshause ausgiebt (bei einer Ausgabe von 625 Mark für Essen und Trinken im Haushalt), so ist die angebliche Nötigung natürlich nur ein Vorwand, aber solche Vorwände sollte es doch nicht geben. Außerdem möchten wir ein paar Worte über das Kapitel Arbeitslosigkeit verlieren. Im 38. Hefte der Grenzboten von 1898, Seite 534, ist gesagt worden, in Wirklichkeit fehle es an Arbeitern, und die Arbeitslosigkeit sei nichts anderes als die zeitweilige Unterstandslosigkeit der Kinder bei dem Spiel: Kämmerchen vermieten. Das würde bei den Diensthöten zutreffen, wenn es diesen beliebte, bei jedem Stellenwechsel ein paar Tage zu feiern; nötig haben sie es nicht, da die Nachfrage nach Setzen und Justen jederzeit das Angebot übersteigt. Fürs große und ganze aber ist zunächst zu bemerken, daß sich die relative Übervölkerung keineswegs bloß im Überangebot von Handarbeitern kund giebt. Wir haben genug andre Klassen, die teils nichts oder nicht genug zu thun haben, teils Dinge thun, die besser ungethan blieben. Die Not der Krämer z. B., die jetzt als mittelständliche Staatsstützen gerettet werden wollen, besteht darin, daß ihrer viel zu viele sind. Und in dem viel dünner bevölkerten Frankreich hat vor einigen Monaten Méline gesagt: Avec la baisse du taux de l'intérêt, toutes les fortunes diminuent et tout le monde est obligé de travailler; le rêve socialiste se réalise de lui-même; la conséquence, c'est que toutes les carrières libérales sont encombrées, regorgent de candidats qui refluent, mécontents et aigris, sur la société qu'ils accusent. Dieselbe Nummer der Réforme Economique,\*) die die zu Remiremont gehaltene Rede des frühern Ackerbauministers enthält, bringt einen Artikel über die Kolonisation, worin es heißt, die Söhne der ehemals vermögenden Familien seien heute genötigt, sich eine Position zu schaffen. Ja, aber wo denn? Les professions libérales, le fonctionnarisme, le commerce même sont encombrés. Was nun die Lohnarbeiter anlangt, so ist ihre periodische Arbeitslosigkeit das Ergebnis von zwei Gezeiten, die einander bald verstärken, bald aufheben, und deren jede wieder aus vielen verschieden verlaufenden Wellenbewegungen besteht. Die eine ist die Flut und Ebbe der Saisongewerbe, die andre entsteht durch die Gesamtkonjunktur, die Arbeitermassen bald anzieht bald abstößt. Die bloß einige Tage dauernde Arbeitslosigkeit wegen Stellenwechsels berücksichtigt Hirschberg auch, aber von den im Jahre 1895 in Berlin gezählten männlichen Arbeitslosen (am 14. Juli 26592, am 2. Dezember 41451) war der vierte Teil schon ein Vierteljahr lang arbeitslos. Und die beiden Zählungstermine waren schlecht gewählt, weil, wie Hirschberg sagt, im Baugewerbe die Sommerarbeit am 14. Juni noch nicht lange begonnen, am 2. Dezember noch nicht völlig aufgehört hat (in vielen Gewerben, muß außerdem bemerkt werden, steht gerade vor Weihnachten die Saison auf ihrer Höhe), „hätten

\*) Diese in Paris erscheinende Wochenschrift enthält außer volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Aufsätzen und Berichten auch Handelsnachrichten und namentlich viel Handelsstatistik.

die Zählungen einige Monate später stattgefunden, so würde vermutlich im Sommer eine kleinere, im Winter eine größere Zahl Arbeitsloser konstatiert worden sein.“ Überdies hatte gerade im Sommer 1895 die aufsteigende Konjunktur eben begonnen, die heute noch fort dauert. Wahrscheinlich würde die Zahl der längere Zeit Arbeitslosen geringer sein, als sie jetzt ist, wenn wir einen gut organisierten Arbeitsnachweis hätten, der Angebot und Nachfrage rasch und sicher zusammenbrächte. Jetzt laufen Unzählige auf der Arbeitsuche ins Blaue hinein, und es ist reiner Zufall, wenn sie einen Platz finden. „Wer den kolossalen Andrang vor dem Hause des Berliner Lokalanzeigers in den Nachmittagsstunden sieht, und wie jeder sich bemüht, das Blatt zu durchfliegen, um möglichst zuerst an Ort und Stelle nachzufragen, wird erkennen, daß die Nachfrage nach Arbeit zu allen Zeiten in Berlin nicht gering ist.“ Aber selbst ein vollkommen organisierter Arbeitsnachweis würde die periodische Arbeitslosigkeit vieler nicht beseitigen, weil ein verheirateter Arbeiter nicht in jedem beliebigen Augenblick von Berlin nach Mannheim oder umgekehrt übersiedeln kann, und weil Bebels Ansicht falsch ist, daß jeder zu jedem taugt. Wenn plötzlich die Ausdehnung des Fahrradsports mehr Metallarbeiter fordert, dagegen die Niererei und Sattlerei einschränkt, so können sich die überzähligen Lederarbeiter nicht sofort in Metallarbeiter verwandeln, und selbst zum Schneeschippen taugt mancher in seinem Fach — z. B. als Uhrmacher, Feinmechaniker oder Bogenschreiber — ganz tüchtige nicht viel. Wirklicher Arbeitermangel herrscht übrigens auch in dieser Zeit aufsteigender Konjunktur nur in einem Gewerbe, in der Landwirtschaft. Abgesehen nun aber auch von der ungesunden Agrarverfassung Osteliens, die diesen Mangel schon seit langem verschuldet hat, kann es nicht als ein gesunder volkswirtschaftlicher Zustand bezeichnet werden, wenn die vom Erntewagen fortgelaufenen Bauernknechte deswegen in der Stadt Arbeit finden, weil ein hochzeitsreisendes Ehepaar auf der Fahrt von München nach Bozen für dreißig Gulden Ansichtskarten verbraucht, und wenn die Berliner Bäcker in jedem Frühjahr auf den oberschleissischen Dörfern ein paar hundert Jungen kaufen, das Stück zu zehn bis zwanzig Mark,<sup>\*)</sup> die sie nach beendigter „Lehrzeit“ auf die Straße setzen. Denn nur die wenigsten von diesen „Lehrlingen“ bringen es zu einer kümmerlichen Selbständigkeit im Bäckergewerbe, und über dreißig Jahre alte Bäckergejellen finden keine Arbeit mehr, ein Teil sucht und findet Arbeit in einem andern Beruf, ein Teil wandert aus, „London wimmelt von deutschen Bäckern“ (a. a. D.), ein Teil geht an den Folgen der Überanstrengung körperlich zu Grunde, und ein Teil verfällt der Vagabondage. Die Zahl der deutschen Vagabunden ist viel größer, als sie in den amtlichen Nachweisungen erscheint. Die Strenge der Polizei treibt viele über die Grenze; vor ein paar Jahren klagte man in Italien, heute klagt man schon in Palästina über deutsche Strolche. Nehmen wir noch ein andres Handwerk! Der „Zimmerer“ sagt in der vorjährigen Nr. 8: „Das übermäßige Angebot hat u. a. die Folge, daß eine säuberliche Auslese gehalten wird. Die Großstädte konsumieren nur die Blüte der männlichen Kraft und stoßen die ausgemergelten Kräfte schnell wieder ab; hat einer das vierzigste Lebensjahr überschritten, dann ist er ein alter Mann, den niemand mehr mag. Entweder er muß in ein andres Gewerbe eintreten, oder zurück in die Heimat, oder untergehen.“ Wir entnehmen dieses Zitat der ersten Abteilung des zweiten Teiles von Schmölcs Werk: Die sozialdemokratischen Gewerkschaften in Deutschland (Jena, Gustav Fischer, 1898), dessen ersten, allgemeinen

<sup>\*)</sup> Die Schwächern zehn, die Stärkern fünfzehn, die Stärksten zwanzig Mark; Soziale Praxis vom 13. Oktober 1898.

Teil wir im zweiten vorjährigen Bande Seite 198 angezeigt haben. Es droht zu einer ganzen Bibliothek anzuschwellen, denn der vorliegende Band (300 S. groß 8<sup>o</sup>) behandelt nur die Zimmerer, nach seiner Vollendung wird es aber auch eine sehr wichtige und vollständige Informationsquelle sein. — Das Handbuch des gewerblichen Arbeiterschutzes vom Regierungsrat Georg Evert (Berlin, Karl Heymann, 1897) ist ein reines Nachschlagebuch; es enthält die gesetzlichen Bestimmungen mit erläuternden Anmerkungen. — Mit einem einzelnen Zweige des Arbeiterschutzes beschäftigt sich Dr. Arthur Dodd in dem Buche: Die Wirkung der Schutzbestimmungen für die jugendlichen und weiblichen Fabrikarbeiter und die Verhältnisse in Konfektionsbetriebe in Deutschland. (Sena, Gustav Fischer, 1898.) Der Verfasser findet, daß die Schutzbestimmungen die Lage der Frauen und der „Jugendlichen“ bedeutend verbessert und der Kinderarbeit in Fabriken ein Ende gemacht haben; ob die Kinder dafür nicht anderwärts desto ärger geplagt werden, das bleibt eine offene Frage. Die Statistik ist stellenweise unklar. Über die Konfektionsarbeiter erfahren wir nichts neues, doch verdient die Schilderung der Wohnungshöhlen in Hamburg, Berlin, Breslau, die der Verfasser besucht hat, besonders der in der Hamburger Steinstraße, Seite 199, gelesen zu werden. Zwar weiß vor der Hand niemand, wie diesem Elend abgeholfen werden könnte — der Verfasser will zunächst die Konfektion der Gewerbeaufsicht unterworfen wissen, aber wie diese Maßregel wirken würde, ist zweifelhaft —, dennoch ist es notwendig, daß solche Zustände allgemein bekannt werden. Sie haben Wirkungen, die in die Augen fallen, und kennen die Gesetzgeber die Ursache nicht, so lassen sie sich zu einer falschen Kur auf Symptome verleiten, die die Übel erster wie zweiter Ordnung nur verschlimmert. — Wie der englische Arbeiter lebt, vom Bergarbeiter Ernst Dückerhoff (Dresden, D. V. Böhmert, 1898) ist ein Schriftchen, das jedermann lesen muß. Der Verfasser schildert deutsche und englische Arbeiterzustände, wie er sie mit seinen klaren Augen gesehen und in seinem Herzen empfunden hat, schlicht und trocken; er spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, ohne zu posen, ohne sich als Schriftsteller aufzuspielen und sich zu zieren. Wir wollen nur etwas von dem anführen, was er über den Trunk sagt. Die englische Arbeiterschaft trinkt seiner Schätzung nach im ganzen ungefähr ebenso viel wie die deutsche; aber der Spiritus verteilt sich dort anders als bei uns; der anständige und mäßige Suff, der bei uns so hoch in Ehren steht, ist dort selten; der anständige Arbeiter trinkt fast gar nicht, der Lump desto mehr. Der ordentliche Arbeiter erholt sich zu Hause oder im Freien; seine Versammlungen hält er in Sälen ab, in denen es nichts zu trinken giebt, und versammelt man sich einmal in einem Gasthause, so bleibt die Thür zum Schanklokal geschlossen. Desto zahlreicher sind die Trunkenbolde, und diese ruinieren ihre Familie unfehlbar, denn Tabak und Alkohol sind viermal so teuer als in Deutschland; die Trinker und Raucher, meint Dückerhoff, trügen die Steuer für die ganze Arbeiterschaft, die nüchternen und nicht rauchenden Arbeiter seien so gut wie steuerfrei. Der Trunkenbold endet meistens im Arbeitshaus, und der Familie nimmt sich eine der zahlreichen Wohlthätigkeitsgesellschaften an. Die Sekten, meint er, seien nicht sowohl Gebets- und Bekenntnisgemeinschaften, als Vereine für die Ausübung der christlichen Nächstenliebe; deshalb stehe der englische Arbeiter dem Christentum nicht feindlich gegenüber. — Die unermüdeten Webbs haben das Jubiläumsjahr nicht vorübergehen lassen, ohne das Fazit des Viktoriazeitalters für die Arbeiterschaft zu ziehen. Ihr Schriftchen ist unter dem Titel Englands Arbeiterschaft 1837 und 1897 bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen deutsch erschienen. Die oder vielmehr der Verfasser — Herr Sidney Webb scheint diesmal allein, ohne die Gattin, zu sprechen — meint, wer den Fort-

schrift seit 1837 rühme, der lege einen sehr niedrigen Maßstab an, denn das Jahr 1837 bezeichne eben den Tiefstand, 1737 hätten sich die Handwerker und Lohnarbeiter in einer weit bessern Lage befunden. Seit 1837 sei die Zahl der ganz Elenden relativ zwar gefallen — sie mache einen kleinern Prozentsatz der Arbeiterschaft aus —, absolut aber gestiegen. Außerdem hätten bedeutende Verschiebungen stattgefunden. Die Kohlengräber von Northumberland z. B. seien vor sechzig Jahren elende Sklaven gewesen, heute stünden sie an der Spitze der Arbeiteraristokratie. Dafür hätten sich neue Arten von geplagten Arbeitern gebildet. Während vor sechzig Jahren noch jedermann zwischen acht und neun Uhr zu Bett gegangen sei, werde heute bis tief in die Nacht hinein verkauft und gekneipt und die Nacht hindurch gereist; das hätten die in Läden und Gasthäusern, die auf der Eisenbahn und bei der Pferdebahn Angestellten zu empfinden. Die beigegebene kleine Arbeitslosenstatistik beweist, daß es sich auch in England dabei um kein bloßes Spiel handelt; die Parlamentskommissionen, die sich damit zu beschäftigen haben, nehmen die Sache sehr ernst, wie wir vor zwei Jahren bei der Besprechung eines Blaubuchs gesehen haben. — Der Gerichtsassessor Dr. W. Vohmann kritisiert in seiner Schrift: Das Arbeitslohngesetz (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1897) die Lehren Ricardos, die er der Hauptsache nach als richtig anerkennt, sowie die von Marx und Henry George. Da sich die ungeheure Mannigfaltigkeit des Lebens in die Formel: Verhältnis zwischen konstantem und variablem Kapital, nicht einzwängen läßt, so werden sich kritische Köpfe weder durch die darauf gebaute marxische Rechnung noch durch Vohmanns Gegenrechnung überzeugen lassen; besser wirkt dessen weniger formelhafte Widerlegung des amerikanischen Agrarsozialisten. Seinem Endergebnis stimmen wir mit Vorbehalt bei: „Die Chancen für den Arbeiter sind dann am günstigsten, wenn mit großen Verbesserungen in der Organisation und in der Technik der Güterproduktion zugleich eine Ära sinkender Rente eintritt; das wird bei uns seltener und in geringerem Maße durch Meliorationen in der heimischen Landwirtschaft geschehen, als durch die Erschließung von Ländern mit jungfräulichem Boden. Wenn diese Chancen erschöpft sind, und wenn die Rentensteigerung schneller vor sich geht, als daß ihre Wirkung durch Einführung arbeitsparender Methoden ausgeglichen werden kann, dann werden wir das Malthusische Gesetz in Tätigkeit sehen; ein Zeitpunkt, von dem wir, wie ich hoffe, noch weit genug entfernt sind.“ — Dr. Emanuel Adler hat in seiner Schrift über die Lage des Handwerks in Österreich eine dankenswerte Ergänzung zu den „Untersuchungen“ und dem Werke von Waentig geliefert. Was vom Handwerk zu retten ist, und dessen sei nicht wenig, das ist seiner Ansicht nach nur auf dem Wege der genossenschaftlichen Selbsthilfe und durch bessere Ausbildung der Handwerker zu retten; für die Reorganisation des Lehrlingswesens werden ausführliche Vorschläge gemacht. Adler steht unserm eignen Standpunkte sehr nahe.

Eine physiologische Bemerkung zu dem Artikel: „Tastbare Malerei“ in Nr. 45 (10. November 1898) der Grenzboten. Die vortreffliche kleine Abhandlung: „Tastbare Malerei“ über Bernhard Berensons florentinische Maler der Renaissance sieht — neben ihrem Hauptzweck, der Kritik der Berensonschen Charakteristiken der großen Florentiner Maler — das Neue der Berensonschen Betrachtung gewiß mit Recht „nicht in einer von der bisherigen abweichenden Erkenntnis der Sache, sondern in einer etwas ungewöhnlichen Terminologie,“ und drückt gleichsam zum Belege dieser Auffassung Berensons Hauptschlagwort: die „Taktilität“ der Gemälde einfach durch „Rundung, Körperlichkeit, perspektivische Vertiefung, Greifbarkeit“ aus. Berensons physiologische Deutung dieser „Taktilität“

hat sie nicht weiter berücksichtigt. Eine dahin gerichtete Kritik lag eben außerhalb des Zwecks der Abhandlung. Aber es ist doch wohl ohne Interesse, zu zeigen, wie Berenson mit einer physiologisch durchaus irrigen Vorstellung operiert.

Übertragen wir das Fremdwort: „Taktilität“ ins Deutsche: Betastbarkeit, so wird sofort klar, eine wie unbestimmte Eigenschaft von Gemälden Berenson statt der bestimmten Qualitäten (wie Rundung, Körperlichkeit u. dgl.), die durch das Tasten (wenn es überhaupt ein solches wäre) erkannt werden, angiebt — so unbestimmt, daß sie ohne nähere Bezeichnung gar nicht verständlich ist. Aber — abgesehen davon — ist „Taktilität,“ Betastbarkeit, vor allem darum verfehlt, weil es eine falsche Vorstellung des innern physiologischen Vorganges erweckt, durch den wir der Dimensionen nicht nur gemalter Gegenstände, sondern aller körperlichen Dinge inne werden. Und diese irrige Vorstellung war es auch, die Berenson zu seiner Taktilität verleitet hat. Es ist nicht der Tastsinn, der uns die Vorstellung von den Dimensionen der Dinge vermittelt, der hat nichts damit zu thun, sein Bereich ist — ganz allgemein ausgedrückt — der Widerstand des Körperlichen (die Kohäsion, der Aggregatzustand), sowie die Beschaffenheit der Oberfläche (Rauhigkeit, Glätte); es ist vielmehr lediglich der Muskelsinn, der uns durch das Maß der Bewegung, das eine bestimmte Muskelgruppe ausführen muß, um einen Gegenstand in seinen Dimensionen, d. h. in der gegenseitigen Entfernung seiner verschiednen Grenzen zu erfassen, seine Höhe, Breite und Tiefe kennen lehrt, indem dieses Bewegungsmaß nach dem Muskelzentrum gemeldet wird. Dieser Muskelsinn ist allen Muskeln eigen, je nach der Übung verschiednen Gruppen in verschiedenem Grade, also auch den Augenmuskeln, und zwar diesen sowie den Handmuskeln am meisten.

Es ist also unrichtig, wenn Berenson behauptet: „Die Empfindung von der dritten Dimension (der Tiefe) giebt uns als Kindern nicht das Auge, sondern der Tastsinn; später vergessen wir den Ursprung und sehen auch mit den Augen dreidimensional. Diese großen florentinischen Figurenmaler regen also unsre Tastvorstellung an, sie veranlassen uns, unsern Netzhautempfindungen »Taktiwerte« zu geben, wir erkennen Greifbares, also Wirklichkeit.“ Weder das Auge noch der Tastsinn giebt uns diese Empfindung, sondern eben der Muskelsinn der Augenmuskeln, wir vergessen den Ursprung der Empfindung der dritten Dimension aus dem Tastsinn nicht, weil sie nie darin ihren Ursprung hatte, und wir verlegen diese Empfindung nicht in die Netzhaut, sondern ins Muskelzentrum. Und endlich ist es nicht nur die dritte Dimension, die die Berenson'sche Taktilität, alias der Muskelsinn, vermittelt, sondern es sind alle drei Dimensionen. Dabei ist es für den physiologischen Vorgang gleichgiltig, ob die Dimensionen wirklich sind oder nur scheinbar, durch die Kunst hervorgebracht.

Wollte man also statt der speziellen Bezeichnungen der Dimensionsempfindungen als hoch, breit, tief ein diese drei zusammenfassendes Wort, der Berenson'schen Taktilität entsprechend, schaffen, so würde es etwa Mensurabilität lauten, womit, was ja thatsächlich der Fall ist, wenn auch wieder zu allgemein, ausgedrückt würde, daß ein Gemälde auch in seiner dritten, der Tiefendimension (mittels der Augenmuskeln), „gemessen“ werden kann. Aber wozu das? Körperlichkeit, perspektivische Vertiefung u. dgl. sind viel bezeichnender.

Halle

M. B. Freund

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig